

Eine Philosophie des Geldes.

Von

Conrad Schmidt.

(Berlin.)

Im vierten Capitel seines Capital entwickelt Marx die Bedingungen, unter welchen Geld Capitalfunction annehme. Geld, das zum Ankauf von Waren, die vom Verkäufer mit einem Preiszuschlag weiter verkauft werden sollen, verwendet wird, d. h. Geld, welches, sich in die Warencirculation hineinschiebend, die Bestimmung erhalte, mit einem Geldzuwachs ständig an den Eigentümer zurückzuströmen, erhalte eben damit die spezifische Bestimmung, seinen Anwendern als Capital zu dienen. Den „Wert“, den der Capitalist zuerst in Geldform besitzt, setzt er in Ware und diese Ware wieder in Geld um, ein Process, in dem der Wert selbst sich in geheimnisvoller Weise vergrößert, „Mehrwert“ angesetzt zu haben scheint; denn dieser Process verwandelt die 100 Pfund Sterl., die der Capitalbesitzer beim Warenkauf verausgabt haben mag, beim Wiederverkauf der Ware in 110 Pfund Sterl. „Der Wert“, fügt Marx, die stricte Deduction hier mit einer geistreich feinen Wendung unterbrechend, hinzu, „tritt jetzt sozusagen in ein Privatverhältnis zu sich selbst. Er unterscheidet sich als ursprünglicher Wert von sich selbst als Mehrwert, als Gottvater von sich selbst als Gottsohn, und beide sind vom selben Alter und bilden in der That nur eine Person, denn nur durch den Mehrwert von 10 Pfund Sterl. werden die vorgeschossenen 100 Pfund Sterl. Capital, und sobald sie dies geworden, sobald der Sohn und durch den Sohn der Vater erzeugt ist, verschwindet der Unterschied, und beide sind eins, 110 Pfund Sterl.“

Wie schlagend und verblüffend ist diese rein formale Analogie, dieser boshafte witzige Ausfall gegen die den christlichen Dogmatismus „speculativ“ verklärende Hegelsche Religionsphilosophie! Noch mehr. Das ganze in der speculativen Philosophie Schellings und Hegels sich breit machende Haschen nach tiefsinnigen, meist aber nur an formale Aehnlichkeiten der Erscheinungen anknüpfenden Analogieen wird in dieser leicht hingeworfenen Bemerkung geradezu classisch parodiert. Wie chemisch-materiell an den allerverschiedensten Körpern immer wiederkehrende Grundstoffe — die Elemente — sich aufzeigen lassen, ebenso kann ein vergleichendes Denken auch in den Verhaltensweisen, dem Sein und Werden der Dinge, überall gewisse weithin verbreitete allgemeine Grundformen nachweisen. Das „sich in sich Unterscheiden“ und das „sich in sich zu höherer Einheit Zusammenschliessen der Unterschiedenen“, welches Hegel als die Grundform der Entwicklung — und zwar ebenso der logisch-ideellen, wie der natürlichen, als der menschlich-gesellschaftlichen Entwicklung — lehrte, ist ein Ausdruck, der mit der Hegelschen Metaphysik zusammen heute verschollen ist; aber um so geläufiger ist uns der jener Auffassung ganz nah verwandte Gedanke geworden, alle Entwicklung als einen Process der Differenzierung und Integrierung, als ein Aufsteigen von dem Einfachen, innerlich Gleichartigen zu einem immer reicher in sich Gegliederten, vorzustellen. Sieht man auf diese und auf ähnlich allgemeine Formen, die sich an den verschiedensten Inhalten wiederholen, nun so lässt sich eben alles Mögliche mit einander vergleichen und durch Analogieen in Verbindung bringen. Eine Reflexion, die, durch angeborenes Talent und reiches Wissen unterstützt, sich auf ein solches Vergleichsspiel legt, kann da zwischen dem Entferntesten und Fremdesten noch immer „Zusammenhänge“ stiften, die dem gradauschreitenden, gewöhnlichen Menschenverstande, dem Mutter Natur die zu einem solchen Spiel erforderliche Seitländerbehendigkeit von vornherein versagt hat, höchst wunderbar, unter Umständen aber auch ausserordentlich imposant, scharf- und tiefsinnig erscheinen werden.

So lange sich dies Spiel als Spiel des Witzes gibt und anspruchslos in den ihm so gezogenen Grenzen bleibt, so lange hat es als eine anregende Art der Geistesgymnastik und des intellectuellen Sportes sein wohlbegründetes Recht. Aber die Sache ändert sich, wenn das luftige Spiel solcher Aehnlichkeitscombinationen, das seinen Stoff aus allen Himmelsgegenden der materiellen wie geistigen Welt zusammensucht, mit dem Anspruche auftritt, wirkliche, in das Wesen und den allgemeinen realen Zusammenhang der Dinge eindringende Erkenntnis zu geben.

Ein grosser und gewaltiger Geist, wie der Hegels, wird auch bei solchen freien Flügen, wo alle Umrisse und Besonderheiten der Dinge nur flüchtig, gleichsam aus der Vogelschau gesehen werden, noch vieles wahrhaft Bedeutsame erschauen, das, ohne selbst schon Erkenntnis zu sein, doch dem Erkennen fruchtbare Perspektiven und lebendig treibende Anregungen giebt. Aber auch er hätte bei dem ganzen Reichtum seiner Begabung das schwerlich vermocht, wenn nicht sein Geist, der sich über die Begrenztheit einzelner Probleme zu erheben strebte, in diese Begrenztheit zugleich mit allem Fleiss und Spürsinn des Genies einzudringen gesucht hätte. Wo diese Bedingungen nicht erfüllt sind, wo kleinere Geister Stoffe, deren Behandlung die ganze Anspannung methodischen, schrittweise vorgehenden Denkens verlangt, ohne wirkliche Versenkung in die hier gegebenen Probleme, von oben herab behandeln, wo sie auf ein morsches Fundament haushoch Stockwerk auf Stockwerk noch viel morscherer Analogieen aufbauen, da ist auf irgend einen positiven Gewinn überhaupt nicht zu hoffen.

Simmels vor kurzem erschienene Philosophie des Geldes¹⁾ scheint uns ein solcher Bau zu sein. Wir bedauern das um so lebhafter, da unserer Ueberzeugung nach beim heutigen Stande der Wissenschaft gerade die theoretische Nationalökonomie einer neuen methodisch-begriffsmässigen — und in diesem Sinne „philosophischen“ — Durcharbeitung dringend bedarf, und da Simmel bei dem Scharfsinn, den er vielfach bewiesen, wie berufen erschien, an dieser bei aller Begrenzung doch so bedeutsamen Aufgabe mitzuarbeiten. Jedenfalls brachte er dazu ein philosophisch geschultes Abstraktionsvermögen mit, das man bei den Oekonomen von Fach, wenn überhaupt, so nur äusserst selten antreffen dürfte. Aber die Hoffnungen, mit denen man an das Buch herantritt, sinken mit jedem weiteren Capitel, durch das man sich mühsam hindurcharbeitet. In dem wuchernden Schlinggewächs von Analogieen, die zuerst verblüffend, dann aber in dieser Massenhaftigkeit nur noch monoton und deprimierend wirken, verliert man jeden Augenblick die Richtung. Und auch, wenn man aufathmend die letzten Seiten gelesen und nun in einem rückschauenden Ueberblick den Plan des Ganzen entwirren zu können meint, stellt sich der Vorwitz solcher Hoffnungen bald heraus. Denn die Grundgedanken, auf die man bei einem solchen Ueberschlag etwa stösst, erscheinen, wenn man ihnen den seltsam vermummenden philosophischen Sprachaufputz und den Flitterstaat der Analogieen auszieht, so einfach und zugleich so wohlbekannt, dass man in der Ueberzeugung, dies könne doch unmöglich der Kern der Sache sein, die Ueberlegung immer wieder von neuem beginnt, aber ohne dadurch zu befriedigenderen Resultaten zu kommen.

Charakteristisch ist es, um hier gleich einen der auffallendsten Züge hervorzuheben, dass diese Philosophie des Geldes es garnicht einmal für nötig hält, die verschiedenen Functionen des Geldes, vor allem seine Capitalfunction zu entwickeln resp. die von den Oekonomen, am besten von Marx hierüber gegebene Entwicklung klar zu recapitulieren, um auf diese Weise ein Bild der der modernen Geldwirtschaft zu Grunde liegenden, sich in ihr und durch sie erhaltenden Classenverhältnisse zu gewinnen. Schon darum, weil sie auf

¹⁾ Georg Simmel: Philosophie des Geldes. Leipzig. Duncker & Humblot. 1900.

diese innere concrete Gliederung der Geldwirtschaft gar nicht methodisch eingeht, bleibt die ins endlos Breite ausgespinnene Psychologie der Geldwirtschaft notwendig an der Oberfläche haften. Bei allem ihren Körperumfang kommt diese Speculation, sofern sie sich nicht in Selbstverständlichkeiten oder in allerhand Nebensächliches verliert, doch nicht über die allgemeinsten Bestimmungen hinaus, die Marx bereits im ersten Abschnitt seines Capital mit so unnachahmlich eindrucksvoller Sprache fixiert hat. Dass der durch Geld vermittelte Warenaustausch die Personen atomistisch als freie mit einander contrahierende Privateigentümer einander gegenüberstellt, und so, in seiner entwickelten Form, die persönlichen Abhängigkeitsverhältnisse, durch welche frühere Produktionsweisen charakterisiert waren, ausschliesst; dass er die gesellschaftlichen Beziehungen der Personen in ihren Privatarbeiten als „sachliche Verhältnisse der Personen und gesellschaftliche Verhältnisse der Sachen“ (nämlich als durch Kauf und Verkauf, mithin hier durch das Wertverhältnis der Waren vermittelte Verhältnisse) darstellt; dass er endlich, als „radicaler Leveller“, alle Waren bestimmten Geldquanten (den Preisen) und so alle Wangüter, mögen sie den Bedürfnissen des Magens oder denen des Geistes dienen, als Tauschwerte einander principieel gleichsetzt u. s. w. u. s. w. — das dürfte jedem, der auch nur die wenigen Seiten, in denen Marx vom Fetischcharakter der Ware und vom Austauschprocess handelt, einmal genauer gelesen hat, doch hinlänglich bekannt sein. Die unaufhörlichen, mit Analogieen überlasteten Paraphrasen dieser einfachen Grundgedanken in Simmels Werk, auf deren Quelle zu verweisen der Verfasser gar nicht einmal für nötig erachtet hat, nehmen diesen Gedanken nur die Schlagkraft, die sie in der knapp epigrammatischen Ausdrucksweise von Marx besitzen, ohne ihren inneren Gehalt zu vertiefen. Was bringt denn der zweite, speciell der Psychologie gewidmete „synthetische“ Teil des Buches mit seinen drei langen Capiteln: Die individuelle Freiheit; Das Geldäquivalent personaler Werte; Der Stil des Lebens an inhaltlich neuer Erkenntnis?

Als Stichprobe sei hier auf die Schlusswendung, in welche die ausserordentlich subtilen, aber ebenso zerfliessenden Betrachtungen ausklingen, hingewiesen. Simmel hebt da als besonders bedeutsam hervor, dass alles Sein einen relativistischen, die Wechselbeziehung der Dinge einschliessenden Charakter habe und dass dieser Charakter alles Seins, wie wir ihn heute erfassen, seine Ursprünge in der modernen Geldwirtschaft finde, die dieselbe alle Waren durch den Umsatz gegen Geld in ein System von Wert- und Wechselbeziehungen bringe. Oder, um Simmels eigene orphische Worte zu citieren: „Für den absoluten Bewegungskarakter der Welt nun giebt es sicher kein deutlicheres Symbol, als das Geld. Die Bedeutung des Geldes liegt darin, dass es fortgegeben wird; sobald es ruht, ist es nicht mehr Geld seinem spezifischen Wert und Bedeutung nach. . . . Es ist nichts, als der Träger einer Bewegung, in der eben alles, was nicht Bewegung ist, völlig ausgelöscht ist, es ist sozusagen actus purus; es lebt in kontinuierlicher Selbstentäußerung aus jeden gegebenen Punct heraus und bildet so den Gegenpol und die directe Verneinung jedes Fürsichseins. . . . Indem hier nur ein Gebilde der historischen Welt das sachliche Verhalten der Dinge symbolisiert, stiftet es zwischen jener und diesem eine besondere Verbindung. Je mehr das Leben der Gesellschaft ein geldwirtschaftliches war, desto wirksamer und deutlicher prägt sich in dem bewussten Leben der relativistische Charakter des Seins aus, da das Geld nichts anderes ist, als die in einem Sondergebilde verkörperte Relativität der wirtschaftlichen Gegenstände. Und wie die absolutistische Weltansicht eine bestimmte intellectuelle Entwicklungsstufe darstellte, in Correlation mit der entsprechenden praktischen, ökonomischen, gefühlsmässigen Gestaltung der menschlichen Dinge — so scheint die relativistische das augenblickliche Anpassungsverhältnis unseres Intellects auszudrücken oder, vielleicht richtiger:

zu sein, bestätigt durch das Gegenbild des privaten und subjectiven Lebens, das in dem Gelde ebenso den real wirksamen Träger wie das abspiegelnde Symbol seiner Formen und Bewegungen hat“. Und um den subtilen Gedanken noch subtiler zuzuspitzen, wird zugleich hervorgehoben, dass die unablässige Bewegung aller Dinge, an welche unser relativistisches Denken anknüpft, ohne ein im Wechsel Beharrendes, ohne dauernde Gesetze der Bewegung nicht existieren kann, und dass auch dieses Moment des im Wechsel Beharrenden — in dem Warenaustausch sein Gegenbild habe. Das in dieser Sphäre Beharrende ist eben die für alle Waren unabänderlich gegebene Notwendigkeit, bei dem Austausch als Geldwerte einander gegenüberzutreten! Beides, die Bewegung und andererseits das Beharren fester Gesetze finde so im Gelde sein Symbol!

Weiter lassen sich die leeren Künsteleien des Analogiespiels wirklich nicht treiben. Warum denn bei der Symbolik des Geldes stehen bleiben? Lässt denn der Austausch der Gedanken und jedes menschliche Zusammenwirken in der Gesellschaft sich nicht ganz nach derselben Schablone zu einem Symbol der allgemeinen Relativität verarbeiten? Vollzieht sich nicht dieser ganze geistig-sinnliche Verkehr auch in den Formen der Bewegung, und erhalten sich nicht auch in dieser Bewegung gewisse dauernde, letztlich in der menschlichen Natur und ihrer Beanlagung begründete Gesetze? Oder ist nicht das Leben des Individuums in seiner mannigfachen Bedürftigkeit ganz ebenso das Sinnbild einer sich immer erneuernden, andererseits aber auch durch beharrende Gesetze gelenkte Bewegung? U. s. w., u. s. w.? Doch welchen Zuwachs an realer Erkenntnis kann man von solchen Vergleichen, die sich bei einigem Fleiß gleichfalls in einer ganz verzwickt abstracten, Tiefsinn athmenden Sprache ausdrücken lassen, erwarten? Es ist ein Spiel, das sich in infinitum wiederholen lässt und eben durch diese ihm innewohnende Tendenz zur Masslosigkeit monoton wirkt. Wie anders, wenn Marx Analogieen anführt! Da deutet der durch den Vergleich gesetzte Zusammenhang auch immer auf verborgene reale Zusammenhänge hin, denen kritisch und historisch nachzuspüren in der That der Mühe wert ist. Wenn Marx z. B. im Communistischen Manifest die Glaubensfreiheit als die Proclamation der freien Concurrenz auf dem Gebiete des Wissens bezeichnet, so kann das sicher als Analogie betrachtet werden; aber welch' ein Schlaglicht wirft diese Analogie zugleich auf die Verknüpfung der verschiedenen, vielfach in einander verschlungenen Entwicklungsreihen, die aus dem mittelalterlichen in den modernen Staat führen! Welche, durch wissenschaftliche Forschung controlierbaren Perspektiven eröffnet sie dem Historiker! Und so fast überall.

Schon das Programm, mit dem Simmel im Vorwort sein Werk eröffnet, da wo er seine „Philosophie“ des Geldes von dem Gebiete ökonomischer Untersuchungen abzugrenzen sucht, trägt jenen Charakter schillernder Unbestimmtheit, der den geduldigen Leser zur Verzweiflung bringen kann. „Keine Zeile dieser Untersuchungen“, versichert er hier, „ist nationalökonomisch gemeint“. Ihn beschäftigt nicht die Frage nach der Entstehung des Geldes, die allerdings nicht in die Philosophie, sondern in die Geschichte hingehöre, sondern vielmehr die Frage nach dem Sinn und der Bedeutung des Geldes, nach dem Zusammenhang desselben mit den „Wertgefühlen, der Praxis den Dingen gegenüber und den Gegenseitigkeitsverhältnissen der Menschen“. Gerade, als ob diese Frage, die Simmel hier als Cardinalpunct für seine philosophischen Betrachtungen reservieren zu wollen scheint, etwa von der theoretischen Oekonomie bisher beiseite geschoben wäre! Als ob nicht die glänzende Geldtheorie, mit der z. B. Marx sein Capital eröffnet, eben diese Frage geradezu ins Centrum der Betrachtung gerückt hätte! Die „Entstehung“ des Geldes wird doch von Marx mit ein paar Bemerkungen, sein Sinn und seine Bedeutung innerhalb der „Gegenseitigkeitsverhältnisse der Menschen“ dagegen mit wunderbar methodischer Gründ-

lichkeit erörtert. Nur dass für Marx freilich diese „Bedeutung“ des Geldes nicht mit den symbolisierenden Ausdeutungsmöglichkeiten zusammenfällt, wie sie Simmel, um „von jeder Einzelheit des Lebens die Ganzheit seines Sinnes zu finden“, dem Gelde gegenüber praktiziert.

Der Eindruck, dass der Verfasser diese theoretische Nationalökonomie, die er „philosophisch“ ergänzen zu können gemeint hat, nicht gerade mit philosophischer Eindringlichkeit betrachtet haben kann, wird überdies durch die in dem ersten „analytischen“ Teil des Werkes entwickelte Geldtheorie nur allzusehr bestätigt. Der Blick, immer ins unbestimmt Weite gerichtet, um allerhand Analogieen zu erjagen, hat für das Nächstliegende und Notwendigste an Sehschärfe seltsam verloren. Hier in diesen Partien lässt sich, wenn man die überall eingestreuten Digressionen ausscheidet und die Reihe der Schlüsse Glied an Glied neben einander stellt, das mit handgreiflichster Deutlichkeit controlieren.

Das „sociologische Gebilde“ des Tausches, wird uns unter anderm im ersten Capitel gesagt, schaffe erst das Wertverhältnis der Waren. Waren würden im Austausch gegen einander hingegeben, nicht, weil sie von vorneherein gleichen Wert haben, sondern, umgekehrt, weil man für die eine Waare die andere im Austausch erlangen kann, darum fasse man sie als gleiche Werte auf. Begehrtheit und Seltenheit seien die Momente, welche über die relativen Wertgrößen (man kann sagen: die Tauschkraft) der auszutauschenden Waren entscheiden. Aber das Mass der Seltenheit, fügt Simmel hier hinzu,²⁾ sei in wirtschaftlicher Hinsicht, nur ein Ausdruck für das „Mass von Kraft, Geduld und Hingabe“, das zum Erwerb der betreffenden Güter nötig ist. Das ist sicher nicht originell und noch weniger präcis, jedenfalls aber doch ein Anzeichen, dass Simmel sich hier, wenn nicht der Arbeitswerttheorie, so doch wenigstens der Productionskostentheorie noch mit einiger Deutlichkeit erinnert.

Nichts ist ja klarer, als dass, wenn der Austausch sich zur Geldwirtschaft mit capitalistischem Charakter erweitert hat, der relative Wert der verschiedenen Waren ganz wesentlich von dem Geldaufwand abhängt, der zu ihrer Production im Durchschnitt gemacht werden muss, und dass andererseits dieser Geldaufwand gleichfalls zu einem wesentlichen Theil, von der Masse der zur Production der betreffenden Waren erforderlichen Arbeitsmenge (der bezahlten Lohnarbeit) abhängt.

Das Merkwürdige ist nun aber, dass Simmel in dem folgenden Capitel, in dem er den „Substanzwert“ des Geldes behandelt, jene elementarsten Bestimmungen vollständig vergessen zu haben scheint. Das Geld, räumt er ein, müsse ursprünglich ein begehrtes und daher von den Austauschcontrahenten wertgeschätztes Gut, ein Wertobject gewesen sein. Soweit habe jene Auffassung, welche das Geld, das den übrigen Waaren als Mass der Werte gegenüberstehe, selbst als Wertding betrachte, historisch recht. — Aber, heisst es dann — nach einer höchst spitzfindigen, wieder mit Analogieen arbeitenden Construction, die uns hier nicht weiter interessiert — immerhin sei es doch in abstracto denkbar, dass die Wertunterschiede der Waren durch ein Geld, welches nicht selbst Wert habe, gemessen werden könnten! Und diese in abstracto denkbare Möglichkeit werde im weiteren Verlauf des historischen Processes, je weiter sich die Geldwirtschaft entfalte, mit einer gewissen Annäherung verwirklicht! Und die Begründung? Das Edelmetall, aus dem das Geld geprägt werde, sei im übrigen nur zu relativ wenigen Zwecken — hauptsächlich nur als Schmuckgegenstand — zu verwenden. Bei der kolossalen Menge des heute zu Geld ausgeprägten Edelmetalls erscheine es nun von vorneherein ausgeschlossen, dass der Wert des Edelmetalls, wenn es nicht mehr als

²⁾ a. a. O.; pag, 57.

Geld sondern nur noch als Schmuckgegenstand begehrt werden würde, auf der gegebenen Höhe bliebe. Das Angebot würde die Nachfrage gewaltig übersteigen, mithin der Wert des Edelmetalls gegenüber dem der anderen Waren entsprechend sinken. Also ist klar, — „dass das Geld für uns nicht mehr deshalb wertvoll ist, weil sein Stoff als unmittelbar notwendig, als ein unentbehrlicher Wert vorgestellt wird“.

Aber was in aller Welt hat diese Selbstverständlichkeit mit der Simmelschen Hypothese, dass das Geld, seinem innern Wesen nach, nicht selbst ein Wert sein müsse, zu thun? Hört das Edelmetall, wenn es nicht mehr vorwiegend „unmittelbar“, d. h. zu Gebrauchszwecken, als Schmuck u. s. w., sondern als Tauschmittel oder Geldstoff begehrt wird, darum auf, ein „begehrter“ und im diesen Sinne „wertvoller“ Stoff zu sein? Ist die gesellschaftliche Wertung eines Stoffes als Tauschmittel etwa weniger eine Wertung, als die auf die Gebrauchstauglichkeit desselben gerichtete Wertschätzung? Und vor allem: wie soll dies solchermassen beehrte Edelmetall, das ebenso wie alle anderen Stoffe durch organisierte Arbeitsprocesse — mit einem bestimmten Aufwand von Produktionskosten — aus der Erde herausgeholt wird, aufhören, selbst ein Wertding zu sein, ein Wertding, dessen Wert, wie der aller übrigen Waren, zu dem „Mass von Kraft, Geduld und Hingabe, das sein Erwerb verlangt,“ d. h. zu seiner, Simmel interpretierten „Seltenheit“, in Beziehung steht?! Die ganze Dialektik, die Simmel gegen die These, dass das Geld als Wertmass der Waren nicht nur historisch, sondern auch seinem innern Wesen nach selbst ein Wertgegenstand sein müsse, auffährt, läuft so, wenn anders ich mich in den Zickzackwegen seiner Deductionen nicht selbst vollständig geirrt haben sollte, auf einen der crassesten Widersprüche hinaus, die auf diesem Gebiete überhaupt möglich sind. Nur auf Grundlage und im Rahmen dieser Wertgegenständlichkeit des Geldes kann dasselbe innerhalb gewisser Grenzen durch bloss Zeichen von Symbole und entsprechenden Gegenwert (Scheidemünze, Papiergeld u. a. m.) ersetzt werden. Selbstverständlich wird die Simmelsche Deduction der fortschreitenden „Symbolisierung“ des Geldes dann wiederum zum Ausgangspunct für weitere noch sublimere Constructionen und Analogiebilder. Kartenhäuser sind auf Kartenhäuser getürmt.

Man kann die Kunst bewundern. Es wird im heutigen Deutschland nicht leicht ein Geist zu finden sein, der, ausgestattet mit so reicher Cultur und so schmiegsamer Behendigkeit des Geistes, ein solches Arabeskenwerk zu schreiben vermöchte. Aber schliesslich, es ist doch, wissenschaftlich gesprochen, — brotlose Kunst. Von den „zwei constitutiven Elementen des Wertes“ kann sie doch eben nur auf die „Seltenheit“, nicht aber auf die „Brauchbarkeit“ oder „Begehrtheit“ sich berufen.

Principielles zur Frage der Agrarzölle.

Von

Eduard Bernstein.

(Berlin.)

Die Ankündigung der deutschen Reichsregierung, dass sie entschlossen sei, im Interesse der notleidenden Landwirtschaft eine Erhöhung der Zölle auf landwirtschaftliche Producte zu beantragen, hat mit der Agitation für und wider solche Erhöhung auch Discussionen über die Frage von Schutzzoll und Freihandel im allgemeinen und die Wirkung landwirtschaftlicher Zölle auf die Lage der Arbeiter im besonderen hervorgerufen. Einiges zu dieser Discussion beizutragen, ist der Zweck der nachfolgenden Zeilen.